

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1933**

24.12.1933 (No. 52)

Die  
Pyramide  
Wochenschrift  
zum Karlsruher Tagblatt

22. Jahrg. Nr. 52



24. Dezbr. 1933

Richard Boozmann / Totenweihnacht

Der Pfarrer hat bei Nebel und Nacht  
Am Weihnachtsabend sich aufgemacht.  
Im letzten Haus  
Des Dorfes weitdrauß  
Verlangt man den Alten,  
Bei einem Todkranken des Amtes zu walten.

Und wie er dahineilt am Kirchhofstor,  
Da schreitet plötzlich ein Geist hervor  
Und hält ihn an;  
Und winket sodann,  
Zu folgen ihm schnelle  
Die Gräber hindurch zur Totenkapelle.

Und sieh — auf jedem Hügel steht  
Ein Lichtlein im Schnee, das funkelnd weht;  
Und leis durch die Luft  
Aus Grab und Gruft  
Ertönt ein Klingen —  
Die Toten hört schauernd der Pfarrer singen.

Da spricht, der ihn hierhergebracht:  
„Heut ist die heilige Weihenacht,  
Wo Jesus Christ  
Uns geboren ist.  
Wir Seelen auch wollen  
Dem Heiland Verehrung und Andacht zollen.“

Zur Totenkapelle treten sie ein,  
Da flammt sie hellauf im Kerzenschein.  
Dann geht es trapptrapp:  
Aus Gruft und Grab  
In weißen Gewanden  
Herschlürfen die Toten, vom Schlaf erstanden.

Und schaurig erschallt der Orgelklang,  
Und dumpf fällt ein der Gemeindefang.  
Und als er schweigt,  
Die Kanzel besteigt  
Der zitternde Alte,  
Daß er dem Totenbott Predigt halte . . .

Und als er geendet und Amen spricht,  
Erlischt im Raume Licht um Licht.  
Und horch: trapptrapp  
Zum Kirchhof hinab  
Ziehn schlotternd wieder  
Die Toten und legen zum Schläfe sich nieder.

Sein Führer bringt ihn zum Tor hinaus:  
„Habt Dank und lehret in Euer Haus.  
Ihr wolltet zu mir;  
Doch schneller nach hier  
Ward ich entsendet —  
Nun habt Ihr dem Toten die Eröstung gespendet.“

## Hans Schorn / Weihnachtliche Musik

Von den Jahreszeiten mit ihrem ewig gleichgemuten Wechsel, der alles umfaßt, was ein Menschenleben ausfüllt, hat jeder Teil nicht nur seine bestimmten Spiele, sondern bald abhängig, bald aber auch ganz unabhängig von diesen, seine bestimmten Liedweisen. Jahrhundertlang, ja beinahe seit tausend und mehr Jahren, lenkt ein geheimnisvoller Trieb Geschlechter um Geschlechter regelmäßig auf beide hin, und es bleibt stets wieder ein neues, unsagbar wunderliches Rätsel, wie diese dann plötzlich Gewalt und Macht über die Menschheit bekommen, gerade als ob deren übriges Tagewerk nur noch darauf eingerichtet sei, sich für solche Einkehr und Heimkehr zu altehrwürdigen Sitten und Gebräuchen in heimlichen Dämmerstunden vorzubereiten.

Hat nun zum erstenmal wieder von einem bescheidenen Dorfkirchlein die Adventsglocke gerufen oder ist gar schon der Sanct-Nikolaus-Tag vorüber, dann scheint für Millionen und Millionen jener wohlige Stimmungsauber angebrochen, den das Wort „Weihnacht“ umfaßt, dann wird's nicht bloß bei den religiösen Volksgemeinschaften ernst mit einer würdigen Vorbereitung des nahen Christfestes, dann ist allen ein Mahnzeichen gegeben, von allzu weltlichen Gedanken fortan abzulassen und einer verklärten Sehnsucht hinzuleben. Bei uns in Deutschland hängt das ja bekanntlich mit uralten Ueberlieferungen zusammen, die weit in die Germanenzeit zurückreichen, als man während diesen kalten Rauhnächten ungeduldig auf die Wiederkehr des Lichtes wartete und zur Winter Sonnenwende Wodan ein Fest rüstete, das im Volk vielfach noch tiefer verwurzelt blieb als jene im Sommer dem großen Gabenspender und Ernteseigner angezündeten Bergfeuer. Wir wissen auch, daß es damals an Gesang keineswegs fehlte, daß durch die Sänger, die man „Freudenmänner“ nannte und deren Begleitinstrument, nämlich die Harfe, die „Lutholz“ oder dort „Freudenbaum“ hieß, manches Lied ins Volk drang. Leider ist außer der bezeugten Tatsache, daß die Nordländer zwar nicht eine Melodie nach dem heutigen Begriff, aber doch schon Stabreimverse in gehobener gemeinsamer Rezitation ihren ungesungen Kehlen abzurufen wußten, kaum ein Dokument erhalten; denn mit dem ursprünglichen Sängerkund, dem Vardentum, vernichtete die Geistlichkeit auch gründlich alle heidnischen Weisen, oder sie griff zum erprobtesten Bekämpfungsmittel, indem sie das Alte übernahm, jedoch mit ganz neuem Geist füllte, ähnlich wie es ihr gelungen war, so manchen dieser Volks-sänger zu veranlassen, seine Harfe am Kreuz aufzuhängen und nun so schön zu singen, daß die „Engel Gottes sich über den Himmelsrand neigten, um ihm zuzuhören.“

Von dem, was das Volk selber an seinen Festen aus tiefstem und freudigstem Herzen sang, ist uns überhaupt vor der Erfindung des Notendrucks (um 1500) wenig bekannt, aber es hat dies gerade an den kirchlichen Feiertagen oft und gern getan, wie schon der Reichersberger Propst Gerhoh im Jahr 1148 mit den Worten bekundet: „Die ganze Welt jubelt das Lob des Heilandes auch in Liedern der Volkssprache; am meisten ist dies unter den Deutschen der Fall, deren Sprache zu wohlklingenden Liedern geeigneter ist.“ Daß Weihnachten seine Hauptzeit war, erweist u. a. dieser aus dem 13. Jahrhundert stammende und bis heute gültige gemischt-sprachliche Liedtext:

In dulci jubilo,  
nu singet und seid froh,  
unseres Herzens Wonne leit in praesepio  
und leuchtet als die Sonne matrix in gremio.

Zweifellos haben auch lange vor Martin Luther, als das Kirchenlied das Volkslied vorübergehend ablöste, die geistlichen Schauspiele, zumal wenn die hehre mütterliche Jungfrau darin an die Wiege ihres Kindes trat und die heilige Familie in ihrer

forgenvollen häuslichen Beschäftigung gezeigt wurde, manchen mittelalterlichen Liebedichter schon gereizt, war doch „in Germanien schier kein Pfarrer oder Schuster in Dörfern also untüchtig, daß er dem Volk nicht selbst ein Liedlein oder zwei bei der Zechen machte, das er mit seinen Bauern zur Kirche sang“, ja sogar der Gemeindegesang erwuchs zum Teil aus diesen Spielen, in denen die biblische Erzählung nur mehr das Rohgerüst der Handlung abgab, deren weitere Ausmalung aber denen überließ, die einfach nicht schweigend zusehen und zuhören konnten.

Es ist in diesem Zusammenhang übrigens kulturgeschichtlich recht bedeutsam, daß noch eine andere Art echt volkstümlicher Kunstpflege, nämlich die Weihnachtskrippe, ebenfalls schon um 1300 bei uns heimisch wurde. Möchte auch die nach einer Urkunde des Jahres 1252 älteste deutsche Krippe (in der Klosterkirche zu Füssen) zunächst noch mehr Nachahmung und Nachwirkung vom Krippenwunder des heiligen Franziskus von Assisi sein, so haben doch rasch Gold- und Waffenschmiede, Instrumentenmacher, Glasbläser, Korbflechter, Töpfer und Weber mit ähnlichen Meisterwerken der Kleinplastik untereinander gewetteifert und ihre reich ausgeschmückten Kunstkrippen mitten in das Schneegefunkel des deutschen Waldes oder in eine einsame Dorflandschaft hingestellt. Derlei Widerspiegelungen echt deutscher Gemütsart und volkhaften Empfindens sind aber jedenfalls auch nicht denkbar ohne jenen einfältig-schlichten Glauben an das Weihnachtsmärchen, der besonders Kinderherzen mit heiligem Schauer erfüllt und in ihnen doch zugleich hellste Freude weckt. Als eine ganz natürliche Folge dieses mehr kindhaften Mit-erlebens der Geburt des Herrn ist es wohl ebenso zu erklären, daß der in der Leidensgeschichte des Herrn gegebene Darstellungsstoff nie so recht den künstlerischen Bedürfnissen des Volkes entsprach. Auch in der Musik hat allerdings der Zweig der Karfreitagsmusik, wie wir ihn heute vornehmlich unter dem Namen der Passionsmusiken verstehen, reiche Früchte getragen, jedoch geschah das einmal viel später, und zweitens war deren oratorische Form dann in ihrer höchsten Kunstvollendung bei Bach kaum geeignet, dem einfachen Menschen noch Unmittelbares zu sagen. Gewiß tun das heute weder Bachs Weihnachtsoratorium noch Wolfrums Weihnachtsmysterium, obwohl beide bewusst an volkstümliche Elemente anknüpfen; jedoch gerade hier zeigt sich eben, wie wenig das Musikalische als Kunstform, und wieviel es als Ausdrucksform seit jeher mit dem Weihnachtsfest gemein hat.

Damit kommen wir aber jetzt zur letzten und grundsätzlichen Feststellung, daß von aller „Weihnachtsmusik“, ob alter oder neuer, diejenige stets die beste ist, die dem überkommenen Gedankengut an Liedern und Weisen seine Unberührtheit möglichst beläßt und somit keineswegs darauf abzielt, dessen schlichte Natürlichkeit und Innigkeit irgendwelchen Stil- und Geschmacks-wandlungen anzupassen. Denn wie bei den Weihnachtskrippen, an deren kunstvollem Aufbau sich seit unseren Vorfahren nur wenig geändert hat, ist auch hier schon im Kleinen eine solche Vollkommenheit erreicht, daß jede nachträgliche Bearbeitung oder angebliche Verbesserung im Grunde eher einer fündhaften Verschlechterung gleicht. Und ist die Musik (nach Albrecht Dürers bekanntem Blatt) überhaupt noch das schönste Reis, das dem Dornenkranz entspricht, den die „Melancholie“ dem Menschen aufs Haupt drückt, dann sollte sie wenigstens an den Tagen wo man unterm Weihnachtsbaum „Es ist ein Reis entsprungen“ und andere altehrwürdige Weisen anstimmt, sich nicht hinter für den Salongebrauch zurechtgemachten Unaufrichtigkeiten und Unschlichkeiten verstecken müssen, sondern in ihrer ganzen Bescheidenheit, die doch angesichts des Weihnachtswunders stolzester Schmuck und edelster Niederschlag aller aufklingenden Gefühle bedeutet, einmal wieder inniglichst zu volltönender Geltung gelangen dürfen.

## Henne Fath-Kaiser / Schnee

Er hat die Güte einer Gottheit, die  
Das Schöne und das Häßliche zugleich  
Umfaßt und ohne Unterschied  
Aufnimmt in ihrer Reinheit kühles Reich,

Die keine Enge und Beschränktheit kennt,  
Womit wir Menschen Gut' und Böses scheiden  
Und unsres Herzens müde Kargheit in  
Den Purpurmantel des Gesetzes kleiden.

Wie müht es guttun, mein zersplittert Sein  
In seine heilend weiche Hand zu betten,  
Wie wär es tröstlich, mein leidmüdes Herz  
Zur tiefen Ruh in seinen Glanz zu retten.

Er schenkt dem Kirchturm glühendes Geschmeid  
Und hüllt den Schuttplatz ein in Hermelin,  
Er breitet auf die frostbedrohte Saat  
Mit sanftem Gleichmut seine Decken hin.

Er hebt die Vielfalt der Erscheinung auf,  
Die Wirrnis, die sich rings um uns gestaltet,  
Er hat den großen Ausgleich still getan,  
Das Viele ganz zur Harmonie des Eins gefaltet.

## Max Bittrich / Zwei Briefe und eine Postkarte

Bester, verehrter Freund!

Sie hätten recht, wenn Sie diesen späten Brief als Zursamerhand Undankbaren betrachteten. Doch wie Sie, auch ohne mich vor Augen zu haben, mich in Ihren Zusendungen stets richtig einschätzten, so weiß ich: Sie haben auch den Grund meines ungewöhnlich langen Schweigens erfüllt. Ja, welcher böser Kampf muß einem Menschen auferlegt sein, der, trotz großer Seelennot im weltabgeschiedenen Höhenort, der Brücke zum einzigen aufrichtigen Freunde fernbleibt! Haben Sie diesen meinen Kampf, mein Leiden zugleich, geahnt oder — gehe ich zu weit in dieser Annahme? — befürchtet, so werden Sie vorliegende Zeilen bang zur Hand nehmen.

Sie selbst haben manch grausamen Schicksalschlag erlitten, wie Sie mir schon damals berichteten, als Sie den brieflichen Verkehr mit einer kleinen Posthelferin begannen. Das war nach dem bescheidenen schriftstellerischen Versuch eines naturbegeisterten Mädchens, der Ihnen so gut gefiel.

Wie dankbar bin ich Ihnen Jahre hindurch geblieben, wie oft hat mich eines Ihrer lieben klugen Worte mit Nächten meines Daseins veröhnt.

Was mich jetzt so lange schweigen ließ, das war weniger schmerzhaftes Kranksein, von der ich Ihnen vor einem Jahre schrieb, sondern ich hatte mit Schwererem zu ringen als dem nun behobenen Rheuma. Meine Zukunft machte mir zu schaffen, plagte mich, bis ich, müde geworden, mir befohl: füge dich! Verzicht! Wer sollte dir helfen, dich erlösen!

Der Wille kann viel; hier unterlag er. Was ich unterkriegen suchte, das überfiel mich mit hundertfach grausamerer Kraft. Noch jetzt, nun ich wieder beruflich tätig bin, peinigt mich die Hydra, zeigt sie ihr scharfes Gebiß.

Ist dieser Zustand unbegreiflich nach meiner Vergangenheit? Im Elternhause fehlte die Liebe. Je weniger ich in wichtigen Jahren verstanden wurde, um so mehr suchte ich diese Zärtlichkeit. Vergessens. Wenn ich heimlich weinte, durch das winzigste Zeichen seelischen Drucks meinen Zustand verriet, so verschlimmerte sich meine Lage. Nachher, in mich gelehrt, suchte ich auf den Schulen tüchtig zu lernen. Die Folge? Man glaubte, einem geistig eng begrenzten, zugeschnürten Erziehungsheim würde ich Gold wert sein durch beispielhafte Fleißigkeit. Doch wo Kriecherei, Trumpf, freier Flügel Schlag verpönt war, da mußte ich versagen. Ich wollte selber denken, wollte mehr sein als Blasbalg, wollte mehr tun als nur fremde Stimmen schwingen lassen. Also ging ich davon, verlor den Halt an Haus und Eltern noch mehr. Aber was hatte ich bis zur völligen Loslösung zu ertragen! Wieviel brauchbare Kräfte müssen in mir gesteckt haben, wenn ich vor dem Irrenstand bewahrt blieb! Nachher fand ich Beschäftigung bei der Post, war ein rundes Jahrzehnt am Werke, als etwas geschah, das gerade Sie ebenfalls begreifen werden, der Sie selbst lange Zeit ohne Familie wandern, allein sein wollen und doch die Stunden kennen werden, in denen das Anlehnungsbedürfnis erwacht. In meinem unbefriedigten, mitunter gewaltig aufstrebenden Lebensgefühl, bei meiner kurzen Berufsarbeit, die mir erwünschte Zeit zum Lesen guter Bücher läßt, näherte sich mir ein Mann, dem ich gefiel. Er strahlte bei jeder Begegnung. Selige und doch schlimme Tage! Selig für den Augenblick, schlimm für das Nachher. Denn sein Eingehen auf meine Frauenart schlug sich in Hohn und Spott um, bis wir uns trennten. Gewiß besser, als wäre eine Ehe auf zerbröckelnder Grundlage erfolgt. Doch zum ganzen Trost ist mir diese Einsicht nie geworden; so vermag ich denn auch Dantes Wort nur widerwillig nachzusprechen:

Des Himmels Schwert pflegt nicht zu früh zu schlagen,  
Noch auch zu spät; nur nach der Meinung dessen,  
Der darauf harret in Hoffnung oder Zagen.

Mit meiner Fülle unverbrauchter Liebe sitze ich nun weiter im Verborgenen. Und wie gern möchte ich ein Wesen bei mir wissen, das, völlig auf mich angewiesen, mir endlich einmal die Gewißheit schenkte: ihm bist du alles; sein dankbarer Aufblick muß dir gehören.

Freilich weiß ich: seit es Mode war, nach einem Kinde zu "schreien", seit das natürliche Heilige in die Tagesensation, in billige Schwärmerei abgeglitten, kann ich leicht mißverstanden werden. Nur vor Ihnen erleichtere ich meine Seele ohne Angst; ja, ein Kind würde mich unendlich beglücken, ein zartes Geschöpf, das ich nach Herzenslust pflegen, lieben, küssen dürfte. Allein auch das wird mir versagt sein, denn die Jugendblüte fiel und fällt ab. Gerade dieser bohrende Gedanke hat mich während meines Kranklagers vollends aus dem Gleis geworfen, in dem ich nun wieder die vier, fünf Stündchen täglich laufen muß. Mehr darin zu laufen ist mir hier nicht beschieden.

So habe ich Ihnen gesagt, welche Pein mich immer wieder vom Briefschreiben abhält. Zwar wird auch mein jetziges Be-

kenntnis niemals von einem mich befreienden Rat gefolgt sein können; doch mit dem allerbesten Freunde über Heimsuchungen zu sprechen, das kann vielleicht die Bedrückungen des Gemüts lindern.

Ihrer dankbar grüßenden

Gabriele Jusi.

Verehrte Freundin!, nun habe ich ebenfalls geraume Zeit auf ein Echo warten lassen.

Was ist das mit uns beiden, so fragte ich mich nach Ihrem Geständnis. Haben uns die Glieder einer und derselben Schicksalskette in selbstverständlicher Folge mitgerissen, damit wir uns an einem bestimmten Ziel berühren, oder beschattet die unbegreifliche Macht des gleichen dunklen Sterns unser beider Dasein?

Schlechter Anfang eines Briefes, aus dem für Sie gleich Trost leuchten sollte! Vielleicht aber trägt er Ihnen mehr als bloße Worte zu, gerade weil auch der Schreiber, wie die Empfängerin, vom Zeitensturm zerzaust wird. Anspruchslos, schon durch dauerndes Leiden zur Vernunft in allem Wollen gezwungen, werde ich an meiner Habe zwar bis zum früheren (wahrscheinlich früheren!) oder späteren Ende genügend Rückhalt gegen äußerste Not haben.

Mein Tun und Lassen hatte ich mir einst jedoch ganz anders vorgestellt: ich glaubte Gipfel stürmen zu dürfen. Nachdem ich übereilt einen Bund eingegangen, der nur wenig Jahre währte, meinen Zustand verschärfte, fügte ich mich in das Unabänderliche. Die Gipfel waren vollends verbotenes Reich geworden. Auf diese Stationen meines Lebens habe ich schon früher gedeutet. Eines, ein Wichtiges, blieb Ihnen verborgen. Ihre jetzige Lage, Ihr Vertrauen dabei, soll das letzte Tor zu meiner Vergangenheit öffnen: die Frau, mit der ich unmöglich dauernd hausen konnte, weil sie ihre Umwelt in krankhaft-kleinliches Gehaben zwingen wollte, hat mir ein Töchterchen hinterlassen, für das ich seither — annähernd sechs Jahre — Sorge und Sorgen lasse. Die Mutter hat noch nie nach dem Kinde gefragt. Damit mußte das letzte Gefühl für sie erlöschen. Das Kind, begabt, lernlustig wie nur eines, befindet sich auf einer meinem Wohnsitz benachbarten Höhe in zuverlässigen Händen, in der Obhut einer unbedingt vertrauenswürdigen Maschinierin, so muß ich notgedrungen dazufügen. Abichtlich wird ihm gewiß kein Wohlbehagen entzogen. Insgesamt also eine mehr peinlich korrekte, denn mütterliche Erziehung. Erzwingen kann ich das Letzte nie, und andere fremde Pfleger aufzusuchen wäre gewagt. Die zweite Enttäuschung könnte zu leicht mit dem Wechsel verbunden sein. In meinen vier Wänden aber wäre mein Töchterchen, wie mir der Arzt öfter vorstellt, gefährdet, da das Kind von Spuren meines Leidens heimgeleitet sei. Dabei spricht mein Arzt zurückhaltend, gedämpft, wo er warnt. Wer diese seine Art kennt, der hört um so deutlicher den Lautsprecher der eigenen Brust.

Verehrte Freundin! Sie haben sich mir so rührend geoffenbart, daß Sie eine Eingebung begreifen werden, die mir bei Ihrer Anmerkung kam: daß dem Freunde übermittelte Geständnis, der Hilferuf, werde zwar keinen Rat zeitigen, doch eine Aussprache zwischen uns werde Ihr Geschick vielleicht lindern können.

Nun denn, obgleich ich weiß, daß mein jetziges Angebot für immer eine Wolkenwand zwischen zwei Freunde schieben kann, verrate ich meine Gedanken: Fräulein Gabriele, Sie mit dem von Liebe überquellenden Herzen, wollen Sie mein Kind zu sich nehmen, falls auch der Arzt einverstanden sein sollte? Hätten Sie Gelegenheit, mein Töchterchen in Ihrer oft gerühmten sonnenigen Bergwelt, bei sich freundlich unterzubringen? Könnten Sie ein von Herzen kommendes Ja schicken? Oder würden dortige Verhältnisse zu untragbaren Lasten führen?

Hätte ich gewagt, an einen anderen Menschen als an Sie diesen Brief zu richten? Sie fühlen: nein, nie und nimmer.

Dächte ich nicht, daß eine zwei Freunde bedrückende Not, die wir nun kennen, durch mein Schweigen hätte dauernd werden können, durch unser gleiches Fühlen aber in einen Zustand noch innigerer dankbarer Verbundenheit übergeleitet werden könnte, so würde ich nicht sein Ihr in grenzenlosem Vertrauen auf Sie bauender, Sie verehrender

Walter Gruber.

Postkarte:

Liebste Vaterle! Tante Gabriele hat mir vom Christkindchen erzählt, auch daß es diesmal mich bei ihr in den Bergen besuchen wolle, wo die Sonne über den Wolken scheint trotz Schnee. Müdest du nicht dabei sein, gerade zu Weihnachten? Das wäre zu lieb. Luft und Sonne würden dir gut tun, sagt Tante. Ich bin schon schwerer mit roten Backen. Darum laß dich vom Christkindchen führen zu deiner dich küssenden kleinen Martha.

## Kurt Schede / Das kleine Geheimnis der Frau von Stein

Eine Weihnachtsgeschichte aus Goethes Jugendjahren.

Noch einmal beugte sich der junge Legationsrat Wolfgang Goethe über die blaugeäderte Hand seiner Freundin Charlotte und küßte sie ehrerbietig und doch mit kaum gebändigter Leidenschaft. Dann schritt er aus dem festlichen Zimmer hinaus in den Flur, um den nächtlichen Weg nach seinem einsamen Gartenhaus am Park bei Weimar anzutreten.

Es war ein artiger Weihnachtsabend in der Familie des Oberstallmeisters von Stein gewesen. Eine von grünen Bändern umwundene Lichtpyramide hatte die Augen der Kinder vor Staunen weit aufgerissen. Man hatte sich wechselseitig allerlei Netzes geschenkt, und schließlich waren die Großen bei dampfendem Punsch und muntern Gesprächen zusammengeblieben, bis das Nachtwächterhorn auf der Straße die Mitternachtsstunde blies.

Schon hatte sich Goethe mit Hilfe des Dieners in den jagdgrünen Mantel gehüllt, der seiner jungen, ranten Gestalt so wohl anstand, als Lotte aus einer Nebentüre im Flur erschien.

„Mein lieber Freund“, sagte sie eilig, „den Eltern und Brüdern im Zimmer wollt' ich mein kleines Geheimnis nicht verraten. Die kriteln und spötteln so gerne. Drum bin ich ihnen entschlüpft, um Ihnen mein rechtes Christkind zu bringen.“

Die Augen des Dichters wurden bei diesem Geständnis wie flammende Kerzen. Doch war es ein Wunder? Ein volles Jahr liebte er diese seltsame, rätselvolle Frau mit der ganzen Blut seines Herzens. Im Hause des Kammerherrn von Kalb hatte er sich nach seiner Ankunft in Weimar entdeckt, und seitdem ließ sie ihn innerlich nicht mehr los. Was half es, daß sie die Gattin eines andern, die Mutter mehrerer Kinder war? Jemand etwas unsagbar Schönes verband ihn mit ihr. Ihr sanftes, fast leidendes Wesen, ihre erstaunliche Gabe, sich ihm, dem ungestümen Dränger, zärtlich anzupassen, ohne die Grenzen der Sitte zu überschreiten, ihr weiches Frauentum, das so mädchenhaft wirkte und den Altersunterschied zwischen ihnen in keinem Augenblick aufkommen ließ — das alles hatte ihn an sie gekettet und hielt ihn mit hundert Klammern gefangen. Und nun, am Ende dieses fröhlichen Christfestabends, wußte sie um ihn und sich das erste Geheimnis! Wollte sie ihm ihre Güte und Freundschaft bekunden und wußte wohl kaum, daß sie dadurch nur neue Unrast und neues Verlangen in seine Seele warf!

Mit leise zitternder Hand nahm er die Gabe: Ein hartes, fast kaltes Etwas in rosaroter Verschmierung. „Und ein Geheimnis ist es, liebste Frau? Ein schönes, großes Geheimnis für uns allein?“ Die Stimme brach fast vor Dankbarkeit.

„Kein großes, mein Freund, nur ein ganz kleines, für alle guten Tage.“

„Und darf ich's öffnen?“

„Nicht hier, ich bitte. Erst daheim in Eurem Spulhaus am Stern.“ Ein lechter, köstlicher Druck ihrer zärtlichen Finger an seinem Arm, und schon stand Goethe in der vom Schnee verschütteten Nacht. Die Gabe Lottes ruhte bereits an seinem Herzen, als er vom Erfurter Tor die Stadt nach dem Park hin durchschritt. Nichts Lebendes mehr auf den Straßen. Nur da und dort ein Licht hinter verhängten Fenstern oder ein lechtes Weihnachtslicht, das der vom Ettersberg wehende Nord sehr schnell in kleine Stücke zerriß.

Schon tauchte zur Rechten der Schlosspark auf. Unter den Bäumen lodte die Nacht, wie ein schwarzes Gespenst. „Ich hätte mir doch ein Licht von Lotte geben lassen sollen“, dachte er; „man steigt hier so felsam ins Ungewisse.“ Ein Glück, daß er wenigstens das Meerrohr aus Vaters Vorräten in Frankfurt bei sich hatte, das half ihm bei seinem Vorwärtstasten.

Die hölzerne Brücke über der Elm, die den Schlosspark mit Goethes hinter den Wiesen schlummernden Garten verband, war erreicht. Da schien es ihm, als kämen von drüben Schritte heran. Er hörte das

Knistern des Schnees und das Gepolter trunkenen Stimmen. Wer kam da so spät in der feierlichen Nacht? Vielleicht ein paar Bauern aus Ehringsdorf oder verspätete Gäste von einem Christfest in Taubach. Unwillkürlich faßte der Dichter fester den Stod.

Da tauchten zwei schwarze Gestalten dicht vor ihm auf. Beinahe wäre er an sie gerannt.

„Den Dummerlitten, mach Platz“, brummte einer im größten Thüringer Deutsch.

Goethe, gewohnt, alles Nohe zu meiden, trat an das Brüdergeländer, um die bezechten Nachtwandler vorüberzulassen. In diesem Augenblick fühlte er sich an beiden Armen gepackt. „Her mit dem Gell, Mensch! Mir ham een Deibelsdorcht!“

Ein Stoß warf den Trunkenen zurück.

„Gottverdimnich, da soll doch . . .“

Der Saß brach unvollendet in sich zusammen. Das Frankfurter Meerrohr hatte den Kopf des Drohenden so richtig erwischt, daß die Kappe des Flegels im Dunkeln verschwand.

Ein zweiter Hieb sollte der Abwehr des andern Angreifers gelten. Der aber, schneller als Goethe und besser erfahren im Zweikampf, warf sich ihm jählings entgegen. Dem Dichter war es, als schlug ein Eisenstück an seine Brust. Dann taumelte er, die Wucht des Stoßes an Herzen spürend, zwei, drei Schritte zurück und brach in die Knie.

Die Uhr im Turm des verbrannten Schlosses schlug eben zwei, als Goethe bestäubt und behangen mit Schnee vor seinem Gartentor eintraf. Der nächtliche Kampf war glücklich zu Ende gegangen. Sein jäher Sturz mochte den Pechkumpen den Mut zum Rauben genommen haben. Auf und davon liefen sie, wie die Hasen, denen die Reute schon auf den Faden ist. Nur müde und abgesspannt fühlte er sich, sein Körper schlug wie im Frost, als Folge der heftigen Erregung.

Der Diener Philipp trat dem Verspäteten entgegen. „Seit vollen zwei Stunden erwarte ich den gnädigen Herrn. Zuletzt mit wirklicher Sorge, es könnte etwas geschehen sein.“ Da fiel sein Blick auf Goethes Gestalt. „Herrjemine“, rief er erschreckt, „wie sieht der Herr Doh dem aus? Da hebt ja Blut an der Stirn und hier, hier“ — er tippte mehrmals auf Goethes Mantel — „sicht ja ein Loch, grad wie ein Stochen!“

„Laßt gut sein, Philipp, ist Feuer im Ofen?“

„Seit zehn Uhr, gnädiger Herr.“

In der oberen Stube dampfte wohlige Wärme. Philipp hatte alle auf's Beste gerichtet, den Tee, die Schuhe, das wollene Schlafzeug. Doch Goethe achtete nicht dieser Dinge. Ohne sich Ruhe zu gönnen, rief er aus dem nun tropfenden Leberrod das Weihnachtspaket der lieben Lotte um endlich das große Geheimnis zu lösen.

Das weiche Papier unter dem rosafarbenen Band zeigte genau der Mantel eine zweifingerbreite Wunde. Die köstlich geformte silberne Dose mit einer blühenden Rosengirlande aus buntem Email, die er eben heraus hob, war wie gespalten von einem Stich, der ihrer zierlichen Schönheit nicht guttat.

Lottes Weihnachtsgabe, das liebe kleine Geheimnis, war ihm zum Lebensretter geworden!

Erschüttert von diesem Gedanken, schob er den armen, verblümmten Deckel zurück. Da strahlte die Freundin ihn an: Im Schmutz ihres goldbraunen Locken, das reine Gesicht im Profil mit dem wehmütigen ernstesten Zug um Augen und Lippen, den er so liebte. Den winzigen Sprung auf Lottes Miniatur, ganz nahe dem Herzen, entdeckte er nicht; dazu gehörten schärfere Augen als die seinen, die eben jetzt die Liebe und Dankbarkeit leise zu tropfen begannen . . .

## Klara Maria Frey / Weihnachtssonette

I.

Die Tage sind geheimer Freuden trüchtig.  
Auf springt die Tür ins Kinderwunderland.  
Erfüllt sind alte Worte bis zum Rand  
von ihrem Sinn und Wirken neu und prächtig.

Das Wort vom Jesuskind ist wieder mächtig,  
vom Geiste, der den Weg ins Menschsein fand.  
In arme Herzen fällt der Liebesbrand,  
der Stolz erschrickt; die Demut schweigt bedächtig.

O Krippe du, das schönste der Symbole!  
In dumpfe Tierheit warst du hingestellt  
und bargst das Kind, das nun von Pol zu Pole

das Erdenrund in Gottes Atem hält.  
Wer sich dir naht auf glaubensleiser Sohle,  
wird froh wie jene Hirten auf dem Feld.

II.

Die haben pelzig-weiche Schuhe,  
die Tage zwischen Christfest und Neujahr!  
Die Weihnachtssüßte süß und wunderbar,  
wir atmen sie in tiefgelöster Ruhe.

Ach, unser Herz, es ist wie eine Truhe  
und birgt viel Dinge seidensein und rar.  
Die werden jetzt im Kerzenschimmer wahr  
und mahnen still, daß man das Rechte tuet!

Dies ist der Zauber, uralte-heiliger Nächte!  
Der Sternbaum ist uns ins Haus gehannt,  
Daß es wie Daseinsrätsel leuchten möchte,

aus dunkelgrün und hellem Glühertand.  
Wer diese Zeit nach tiefstem Sinn verbrachte,  
der ginge wie ein Heiliger durchs Land.

Schriftleiter: Karl Joho. — Druck und Verlag des „Karlsruher Tagblatt“